

HEYNE <

KLAUS KINSKI

ICH BRAUCHE LIEBE

Originalausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Erweiterte und überarbeitete Fassung von
»Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund«



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

20. Auflage

Copyright © 1991 by Autor
und Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Copyright © dieser Ausgabe 2004
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2012
Umschlagillustrationen: Minhoi Loanic
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-04579-8

«Die deutsche Sprache ist eine der schönsten und ausdrucksvollsten aller Sprachen – wenn man sich ihrer Kraft bedient! Ich verlange die Freiheit, die ein Schriftsteller ja ein Dichter für sich in Anspruch nimmt.»

KLAUS KRISKE

«Er hat die hergebrachte Form zersprengt und eine neue gefunden. Er zaubert in die deutsche Sprache eine Sensibilität, wie man sie nie zuvor herausgehört hat. Er bricht die Worte mitten durch. Buchstaben flattern auseinander, die Schwerkraft weicht. Bilder schieben in der Luft, leuchten, mit ihnen die vergessenen Konsonanten. Niemand bisher hat das gewußt. Niemand hat bisher geahnt, welche formidabler Stoff die Sprache ist! Er ist einer der ganz wenigen echten Avantgardisten dieses Jahrhunderts!»

Von einem Essay

VON GERTHILDE VON FRIEDBERG ÜBER KLAUS KRISKE

Um diesem künstlerischem Anspruch gerecht zu werden und Kriskes ungezügelt-kraftvolle Sprache nicht zu verfälschen, wurde das Werk nach dort nicht abgeändert, wo es die Regeln des konventionellen Sprachgebrauchs verläßt.

(Aurel Verlag)

Wir sind Krüppel, wir Künstler.
Unsere Kunst ist nichts, weil unser
Werkzeug bereits abgestumpft ist
das Wesentliche zu erreichen und
auszudrücken. Christus allein
besitzt die Fähigkeit. Er wirkt
direkt auf uns ein: ohne zu schreiben
ohne zu malen, er verwandelt sein
ganzes Leben in jedem Augenblick
in ein Kunstwerk.

VINCENT VAN GOGH

فارماتیکو: اہل ایشیا کے لئے بہترین سولہ نسخہ

«Gestern wird Josef C. nur als Beruf: Arbeiter, Wohnort: unbekannt. Er hat seine Religion: Er gehört keiner Partei an. Auf öffentlichen Versammlungen wird er nicht gesehen. Der Gesuchte ist angeklagt wegen Diebstahl, Verführung Minderjähriger, Gotteslästerung, Schändung von Kirchen, Beleidigung von Obrigkeiten, Missachtung der Gesetze Ungary mit Fluten und Krummer». –

Da pöbelt jemand aus dem Zuschauerraum. Ich kann den Kopf nicht sehen. Ich bin vor starken Scheinwerfern geblendet, die alle auf mich gerichtet sind. Der zwanzigtausend Menschen fassende Zuschauerraum der Deutschlandhalle in Berlin ist eine pechschwarze Wand.

Warum unterbricht mich dieser Idiot? Ich bin furchtbar aufgereizt. Ich habe die letzten Nächte keinen Schlaf bekommen und bin seit über sieben Stunden auf den Beinen. Endlose TV- und Radiointerviews, Zeitungen. Außerdem habe ich nichts gegessen und seit gestern früh mindestens achtzig Zigaretten geraucht. End jetzt stehe ich auf diesem hohen Urnst, als stünde ich auf einem Schabott.

«Komm her, wenn du was zu sagen hast!» rufe ich in die Finsternis. «sonst bleib auf deinem Hintern sitzen und halt den Mund!»

Was will er? Will er sich wichtig tun? Hier ist nichts wichtig als das, was ich vorzutragen habe. Ich bin gekommen, die erregendste Geschichte der Menschheit zu erzählen: Das Leben von Jesus Christus.

Ich spreche nicht von diesem Jesus mit den grabähnlichen Brüsten. Nicht von dem Jesus mit der gelben leberkranken Haut – der eine irrsinnige menschliche Gesellschaft zur großen Haufe aller Zeiten macht. Desser kalaver sie perverts mit sich herum, fliegt an zutamen Kreuzen. Ich spreche nicht von göttlichem Geschwätz und von geplanten Kirchenhuslern. Nicht von dem Jesus, der mit wackrigem Kutz die kleinen Mädchen vor der er-

ster Kommunion aus goldenen Trauben schrickt und sie dann sterben läßt vor Ekel und vor Scham, wenn sie auf den Latrinen schaumen.

Ich spreche von dem Mann, dem ruhelosen, der sagt, daß wir uns ändern müssen, immerzu jetzt! Ich spreche von dem Abenteuerer, dem tüchtigsten, freiesten, modernsten aller Menschen, der sich lieber massakrieren läßt, als lebendig mit den anderen zu verfallen. Ich spreche von dem Mann, der so ist, wie wir alle sein wollen. Du und ich.

Der Scheinkeel, der mich unterbrochen hatte, ist inzwischen auf dem Gerüst angekommen. Ich überlasse ihm das Mikroskop, weil ich mich nicht vorstellen kann, was er will.

— Christus war ein Heiliger! heißt dieser Hund, er hat sich nie mit Dürren und Kriminellen abgegeben. — er war nicht so gewalttätig wie Karski.

Was nennst du gewalttätig, du Schwätzer? Ja, ich habe Gewalt in mir, aber keine negativ. Wenn ein Tiger seinen Dornstachel zertrübt, so sagt man, der Tiger sei gewalttätig und jagt ihm eine Kugel in den Kopf. Meine Gewalt ist die Gewalt des Freien, der sich weigert, sich zu unterwerfen. Die Schöpfung ist gewaltsam. Leben ist gewaltsam. Geburt ist ein gewaltsamer Vorgang. Ein Sturz, ein Erdbeben sind gewaltsame Bewegungen der Natur. Meine Gewalt ist die Gewalt des Lebens. Es ist keine Gewalt wider die Natur, wie die Gewalt des Staates, der eure Kinder ins Schlachthaus schickt, eure Gehirne verblödet und eure Seelen austreibt!

Ich reibe dem Schwachkopf das Mikroskop aus der Hand, weil er es mir nicht zurückgeben will. Der Rost besorgen die Rausschmeißer der Deutschlandhalle. Als er sich nach mit ihnen anlegt, werben sie ihn einfach die Treppe runter. Andere Krakeeler, die nur gesonnen sind um Stark zu machen, zusehen sich ein. Als die ersten Lausthobe lageln, schwärmt ein riesiges Polizeiarbeitsgebäl in der ganzen Deutschlandhalle aus, um einer Saatschlacht vorzubeugen. Die Polizisten sind alles Brok-

ken, Schlagsschutz vor dem Gesichtern und Knüppel in den Händen.

Na ja, denke ich, das ist ja wieder wie vor 255 Jahren.

Ich schäudere das Mikrofon mitsamt dem Stativ, das an einem langen Kabel befestigt ist, das von der Decke hängt, vom Gerüst. Dann gehe ich hinter die Bühne und warte, was da geschoben wird – während das Mikrostativ hoch über den Köpfen der Zuschauer wie ein leeres Trapez hin- und herstaut.

Überall Blitzlichter der Fotografen, Surrende Filizka meras, Reporter, die schwachsinnige Fragen stellen. Das ganze lärgt an mich anzuwintern. Ich schreie die Ausgrenz an, die mich urchinwegl umkreisen – ich werde sie nicht los – sie schleichen mir sogar hinterher, wenn ich pünktlich gehe.

Zuschauer kommen hinter die Bühne gestürzt und umarmen und küssen mich, Menschen, denen ich in tausenden von Vorstellungen mein aus dem Leibe gerausstes Herz hergehoben habe. Mithra hängt an meinem Hals und weint. Sie hat Angst um mich, sie hat noch nie eine Veranstaltung von mir erlebt. Die Leute beschwören mich, auf das Gerüst zurückzugehen, ja! Ich werde weitermachen. Aber erst wenn diese Rowdies aufhören, sich die Fresser anzuschlagen und vor allem, das Maul halten! Dieses Gesindel ist nicht beschissener als die Pharisäer. Die haben Jesus wenigstens ausreden lassen, bevor sie ihn angenagelt haben.

Die Zeit verstreicht. Die Zuschauer sind noch alle da, keiner will nachhause gehen. Alle warten, daß ich wiederkomme.

Mitternacht. Langsam tritt Käthe ein, keiner hustet. Nazirad rauspert sich. Jetzt ist vollkommene Stille.

Viele sind von ihren hinteren Sitzen aufgestanden und haben sich auf dem freien Raum vor dem Gerüst zusammengedrängt. Auf den Fußboden gelagert. Woodstock.

Ich springe von dem Gerüst herunter und mische mich unter sie. Meine Erschöpfung ist wie weggeweht. Ich fühle meinen Körper nicht mehr. Ich sehe sie ganz deut-

Ich vor mir, ihre Gesichter, die feinsten Reaktionen in jedem einzelnen Gesicht. Tausende von Augenpaaren, die mich ansahen. Vor Leidenschaft brennende, sehnsüchtige Augen. Ich gehe von einem zum anderen. Bleibe vor ihnen stehen. Setze mich zu ihnen. Umarme sie. Mädchen und Jungen, Frauen und Männer jeden Alters, von Minderjährigen bis zu Greisen – aber, und das ist das Wunder. Alle sind jung!

Um zwei Uhr früh ist alles zu Ende. Marilyn und ich gehen nicht direkt ins Hotel zurück, wir sind zu aufgewühlt. Bis zum Abflug der Maschine ist noch viel Zeit, und wir haben nichts zu packen.

Wir gehen durch den morgigen Morgen, ohne ein Wort zu reden. Mihob hat mich verstanden, obwohl ich während der Veranstaltung nur deutsch gesprochen habe.

Meiner Vertrag für alle fünf Kontinente zerfällt. Er war eine Million Mark wert. Er interessiert mich nicht mehr. Nicht, weil ich reich bin. Wir besitzen nichts. Nicht, weil ich mich fürchte, den Buddha vom Thron zu stoßen. Das habe ich längst getan. Ich bitte darauf, daß die Kirchen angedacht haben meine Veranstaltungen zu boykottieren. Es langweilt mich, daß die Manager der größten Sportpaläste sich weigern, mich auftreten zu lassen, weil sie Angst um ihr Mobiliar haben. Und daß der erbarmliche Kaplan, der das Buch „Jesus in schlechter Gesellschaft“ geschrieben hat, lieber nicht öffentlich mit mir gesehen werden will.

Die Menschen sind noch wie vor tausend Jahren,
zorbelt von Lasten.

Wenn sie in die Grube fahren sind

sie im Fraß der Wammer erst zutaus.

Frau Zaccarias, die meine Geliebte war, antwortete mir auf meine Frage, ob sie nie ins Theater oder Kino gehe. –Als ich vierzehn war, gingen zwei Männer nimmweggen mit dem Messer gegeneinander los. Der eine hat den anderen erstochen. Ich habe den Toten berührt, er war wirklich tot. Der andere lebte wirklich.»

Das ist der Unterschied zwischen gespieltem und wirklicherem Leben. Meines ist wirklich.

* * *

«*Kume mo ni nazi suta te yori hira ke*» sagt mein Vater und verbeugt sich vor mir.

Ich gehe heimlich im allgemeinen nach. Aber er sagt es so dringend und bittern, daß ich freudlos stehen bleibe.

Was hat er vor? Warum soll ich denn nicht mit ihm? Hat er überhaupt Geld, daß er in so einen Laden geht? Ich komme nicht mehr dazu, meine Gedanken auszusprechen. Mein Vater ist in das mit Menschen überfüllte Feinkostgeschäft eingeklemmt.

Ich rühre mich nicht vom Fleck. Ich trete nur ab und zu von einem Bein aufs andere, weil mir die Füße in den zu engen Schuhen brennen.

Ich habe zu oft den Kopf zerbrochen, warum mein Vater sich vor kleinen Kindern verbeugt. Ich erkläre mir das so: Mein Vater, der behauptet, daß er früher Opernsänger war, hat während eines Gastspiels in Japan die Sitte angenommen, sich voreinander zu verbeugen. Ich habe gesehen, wie mein Vater, als er sich unbewußt glaubte vor dem Spiegel, Gesichtszug, atembetaubende Gemassen, von einer hypnotischen Kraft, wie die Masken des Kabuki. Er machte Bewegungen und riß den Mund auf, als ob er singen würde. Sein Brustkasten hob und senkte sich gewaltig, sogar seine Haarschlagader schwellte an, aber merkwürdig — es kam kein Ton aus seiner Kehle.

«Da hast du's!» sage ich nur. «Du hast selbst gesehen, daß er nicht singen kann!»

Ich glaube, das mit dem Opernsänger ist eine Finte. Keiner von uns hat meinen Vater jemals singen hören. Jedenfalls ist mein Vater Apotheker und nicht Opernsänger.

Wo mein Vater herkommt, was er getrieben hat, weiß

kein Mensch. Man munkelt, daß er keine Eltern hatte. Vielleicht ist das der Grund, warum er sich vor kleinen Kindern verbiegt. Sonst weiß man nichts. Er vertraut sich niemandem an.

Wir Straßenjungen nennen meinen Vater Glatze - Rübe - Bull, oder einfach -Gsam-. Tatsächlich leuchtet seine Glatze wie eine Usram-Birne. Rübe heißt er, weil es sich anfühlt, als ob man eine Rübe schabt, wenn er sich den Schädel schert. Er kann das verrastete Kästermesser, das wie eine alte Unstandhacke lauter Scharten hat, wirklich nicht mehr benutzen. Selbst meine Mutter, die sonst immer so geschickt ist, hat ihm schon ganze Hautstücke herausgehakt.

Ganz selten geht er zu einem richtigen Barber. Da setzt seine gefährlich scharfe Klinge wie ein jüdischer Schlächter an, und hat meinem Vater nie verletzt. Meine Mutter hat meinem Vater nachgespielt. Sie hat ihr Gesicht ganz nah an die Glasscheibe des Eisengeschäftes gedrückt und atemlos miterlebt, wie dieser Schlächter in linker Finesse mit meines Vaters Glatze hantelte. Als die Rasur vorüber war, habe mein Vater absichtlich und etwas schmeißend 50 Pfennig auf die Tischplatte gepötelert, obwohl die Rasur nur 50 machte.

Mein Vater tritt überall als feiner Pükel auf, um seine Armut zu vertuschen. Das ist nicht leicht, denn seine sogenannte Garderobe, die ausschließlich aus dem besteht, was er auf dem Leibe trägt, kann jeden Augenblick von ihm abfallen, wie das taule Fleisch von einem Leprakranken. Ich glaube, das ist der Grund, warum er sich so vorsichtig bewegt, sich nirgends anlehnt, nie seine Ellbogen oder Knie abkratzt, sich niemals bückt, nie hinsetzt, immer steht. Kurz, er versucht, durch sparsame Bewegung jede Beanspruchung seiner Klätzchen zu vermeiden. Ich habe den Verdacht, daß er sich nur traut richtig durchzuatmen, wenn er nackt ist.

Der speckig abgewetzte Arsch der Hose, die ausgehüllten Knie und Ellbogen sind so rüdenschlingig, daß man sein Fleisch durch das Gewebe schimmern sieht.

Die spiegelblank gewachsenen Schuhe sind so bruchfest, daß sie jeden Augenblick zu zerbröckeln drohen. Er scheint ständig auf der Hut zu sein, auf keinen Fall an irgend etwas anzustoßen. Ich habe das Gefühl, das er mehr schwatzt als geht und kaum die Erde streift. Von allem tut er das wohl wegen ihrer Sohlen, die bis zum Steg vom Oberleder losgelöst sind. Normalerweise würde eine solche Sohle beim üblichen Vorwärtsschritt des Fußes beim Schritt wie die Kiefer eines Krokodils zuklappen und dann mit lautem Knack ausstrahlen. Mein Vater hat jedoch eine Technik ausgeklügelt, die es jedermann unmöglich macht, den katastrophalen Zustand seiner Schuhe zu entdecken. Er knickt beim Gehen die Beine nicht an den Knien, als würde er hebt, das gesamte Bein direkt aus der Hüfte wie an einem Gummiband ganz leicht vom Boden und nach vorn, wobei die Schuhsohle sich ans Oberleder schmiegt und laßt es dann flackernd wie ein Loch wieder zur Erde nieder.

Zuerst bleibt jeder sowieso an dem Monokel meines Vaters hängen. Das ist eigentlich gar kein Monokel, sondern ein loses, angeschlagenes Brillenglas. Aber mein Vater hat die Unverletzlichkeit, sich diese Scheibe in sein linkes Auge einzuklemmen. Er kann auf diesem Auge ohne das Glas nichts sehen. Auf dem rechten ist er überhaupt blind. In jedem Fall ist durch das angebliche Monokel seine haarsträubende Kleidung außer Gefahr, und niemand kann ihn deshalb verholmen.

Es ist bereits eine Eigenheit bei, daß er in den Leerkostladengängen sich wie nach allen Seiten hin, wo ich umhertreffe, körrte. Ich verliere langsam die Geduld.

Bull heißt er nicht nur wegen seines dunklen Schwanzes und seiner großen Hoden. Bull ist auch die Abkürzung für Bulldogge. Nicht wegen seiner Glätze — die englischen Bulldoggen sehen ja auch so aus, als ob sie eine Glätze hätten — sondern sein ganzes Gesicht ist so. Alles an seinem Gesicht zieht sich nach unten, als habe er zu viel Haut. Die Falten am Stirn und Nacken, die so tief wie Narben sind, enden ohne Übergang in seiner Glätze.

«Die Kiefer vom Bulldoggen und Hautschere» habe ich ihn sagen hören. «lassen sich nicht mehr öffnen, sobald sie mit ihren doppelreihigen Zähnen zugebissen haben. Das macht diese Tiere so gefährlich.»

Wenn ich auch nicht glaube, daß mein Vater mit seinen Zähnen nach jemand schnappen würde, so habe ich doch die erste Zeit gehofft, daß die Leute Angst vor ihm haben. Nicht nur wegen des BulldoggenGesichts. Er besitzt ungewöhnlich starke Muskeln und ist breit wie ein Afdel.

Aber da hatte ich mich getäuscht. Im Fremder kann seine Muskeln ja nicht sehen und denkt nur zynisch «Fitzke!» oder «Glatzkopf». Mein Vater wirkt angekleidet oder schlank. Das BulldoggenGesicht macht überhaupt keinen Eindruck, außer daß man sich über ihn lustig macht. Ich habe mich belächeln lassen müssen, daß Bulldoggen bei Dilettanten, und das sind die meisten Leute, als Mißgeburt gelten. Sie sind als völlig harmlos verschrien und vielen wegen ihrer Seltenheit sogar unbekannt. Ich selbst bin Zeuge, wie ein kleiner Junge zu seiner Mutter sagt, als eine Bulldogge vorübergeht: «Sieh mal, Mutti, da geht ein Schwein.»

Ich weiß also, daß mein Vater bestentfalls als harmloses Schwein betrachtet wird. Das hat mir weh. Denn ich habe meinen Vater lieb und mir so sehr gewünscht, daß er den Leuten Angst einjagt. Wenn man arm ist, hat man keine andere Waife, als den Leuten Angst zu machen.

Mir ist so schwundlig von dem angestrengten Denken und auch vor Hunger, daß ich mich in einer Art Rauschzustand befinde. Als mein Vater aus dem Geschäft herausgeschossen kommt und ich eine Stimme keifen höre: «Halter den Dieb! Schlägt ihm mit irgend etwas auf die Glatze! Halter ihn mit allen Mitteln fest!»

Es ist der Ladenbesitzer, der über mich stolpert und mich umreißt, so daß ich gegen die Obststände vor dem Laden pralle. Ich sammle schnell die Äpfel, die nach allen Seiten fliegen, in meine schwarze ein und turme, ohne zu wissen, wohin ich mich wenden soll.

ketachend an der schweren Schurze schleppend, unsere Armut, das Geklaue, den Laderbesitzer und meinen Vater verfluchend, der diese heillosen Schweinerei ausgelöst hat.

Ich schlage mit die eine Faust in meine Mütze und halte mit der anderen die Schurze mit den Äpfeln fest, die gegen meine Beine schlackert und mich am Laufen hindert.

Das Klatschen meiner Sohlen auf dem harten Asphalt hallt in meinem Schadel wie ein Leppbiklopter. Mein stoßweiser Atem sticht mir wie ein Messer in die Lungen. Mir wird schwarz vor Augen. Während ich merke, daß ich nun in die Hosen stralle. Zum Schlitzaufmachen ist es jetzt zu spät. Ich fühle, wie es an der Innenseite meiner Schenkel heiß herunterströmt. Ich wollte meinen Vater nicht blamieren und an die Hauswand pissen.

«Wo ist er denn bloß hin?»

Ich klotze fluchend alle Steine vor mir her, die mir in die Quere kommen. Obwohl meine Mutter es mir streng verboten hat, weil ich nur das eine Paar Schuhe habe.

Da packt mich eine Riesenhand am Kragen und zerrt mich in einen Hausengang. Als ich herumwühle, sehe ich, daß es mein Vater ist. Dicke Schweinstropfen stehen ihm auf der Glatze.

«Papa, was hast du?»

Anstatt zu antworten, schluchzt er wie ein kleines Kind und probt mich mit solcher Gewalt an sich, daß mir völlig die Luft wegbleibt, während er eine Tafel Schokolade in seiner verkrampften Faust zerdrückt.

Abgesehen von dem Saftladen, den er angerichtet hat, hat er nur Schokolade geklaut? Und nur eine Tafel? Und wegen dieser einen Tafel Schokolade hat er mich mit voller Blase und zu ürgen Schuhen über eine Stunde auf der Straße warten lassen? Ich begreife ihn abzutasten, soweit mir das in seinen Praxen möglich ist. Nichts! Er hat wirklich nicht mehr! Und warum weinst du dann? Ich lasse die Schokoladentafel nicht aus dem Augen und mache mir Sorgen, daß er sie ganz runnieren wird.

«Warum weinst du, Papa?»

Ich versuche mich aus seinem Schwitzkasten zu befreien. Er merkt vor lauter Rührung nicht, das er mich fast erwürgt. Er will etwas sagen – aber ein heftiger Weinkrampf erstickt seine Stimme.

Geniert er sich, weil der Fischzug eine Pleite war? Sitzt ihm die Schreck noch in den Gliedern? Das alles ist kein Grund zu heulen. Und wenn das nicht der Grund ist? Wenn er sich stattdessen schämt, daß er gestohlen hat und sich bei der ersten Gelegenheit verpatzt? Schmele! Er bringt zur alle in Gefahr, wenn er sich nicht zusammenreißen kann.

Mein Vater hat nie Geld, weil er keine Arbeit hat. Obgleich er sich die Flacken danach schneidert, klappert es nicht. Entweder will ihn keiner, oder er wird prompt nach vier Wochen geteuert. Warum weiß ich nicht, es gibt jedenfalls immer Streit.

Deswegen hast du deine schönsten Jugendjahre geopfert und bis in die Nächte Ginechsch und Latein gebuldet? Um eines Tages Handlanger zu werden, mit 19 Jahren eine Tafel Schokolade zu klauen, vor einem Hans warst davon zu laufen und zu weinen, weil du dich all dessen schämst. Wozu wunderst du dich? Ist es nicht ganz in der Ordnung, daß der jeweilige Apothekenbesitzer dich zurechnern kann, wenn es ihm paßt? – Das ist die Höhe! sagst du. – Wissen wiegt mehr als Geld! – behauptest du. Dabei nicht lache! Du bist ein Handlanger! Du kannst dich nie, nicht einmal im Traum mit einem Apothekenbesitzer messen! Wie viele Jahre, Jahrzehnte, ach was, Jahrhunderte mußt du schütten, um deine eigene Apotheke abzuzahlen, ohne in eine Bank einzuberechnen! Nein, nein. Du bleibst ein Handlanger. Ein Fischgebildeter, aber ein Handlanger. Auf jeden Fall bist du nicht wichtig, sonst würde man dir Arbeit geben.

Ich habe das Vorlangen, etwas für ihn zu tun, ihm zu helfen, ihn zu beschützen. Ich zerze wie von innen an den Faustern, die er sich in die Augen bohrt.

–Hör doch auf zu weinen, Papa. Papa! Lieber Papa!–

Eines steht fest, man kann ihn gar nicht kennen. Umstar-

der mich stellen gehen lassen. Allein schon gar nicht. Und dann das Gewarte vor der Ladentür und diese Rennerin möchte ich auch nicht nochmal erleben.

Er karrniert sich so lebentlich an mich, als wolle er sagen: „Läß es mich noch ein einziges Mal versuchen.“

Ich weiß – es ist nicht leicht, das Klettern wieder sein zu lassen, wenn man erst einmal Blut geleckt hat. Aber man darf es verdammt nochmal nicht auf die Spitze treiben. Er muß einsehen, daß er als Ladendieb nicht in Frage kommt. Er ist nicht abgebrüht genug, das ist es. Und er taht mit dem Gesicht und der Glatze zu sehr auf. Überhaupt ist er nicht der Typ dazu.

HEUTE IST EIN BESONDERE GEMEINER TAG. Wir haben seit 48 Stunden nichts mehr gegessen.

Ich bin vor einer Woche auf dem stockfinsternen Korridor gegen eines dieser widerwärtigen Möbelstücke gestoßen, mit denen der Vermieter das ganze Haus verrammelt hat und die alle aussieht wie lackierte Barge. Ich habe mir den Fußknochen aufgeschlagen, der böse angeschwollen ist. Seitdem ist es mit dem Stehlen aus. Das hübsche unsere Reserve ist seit Tagen aufgebraucht, und mir ist so übel, daß ich erst lange auf den Hausstufen sitzen muß, bis ich die Kraft aufbringe, zu meinem Lebensmittelgeschäft zu hinken. Heute werde ich auf alle Fälle gehen, und wenn ich auf allen Vieren ruher muß, Meine Mutter setzt sich neben mich.

„Hast du nicht starke Schmerzen?“

„Es geht.“

„Was muß mein kleines Haschen in diesen Tagen auszuhalten haben?“

„Ich bin doch keine Memme.“

„Jetschuldige. Komm doch wenigstens ins Haus.“

„Ich will nicht in das Haus.“

„Du sollst mit deinem kranken Fuß doch nicht auf die Straße. Überhaupt ist das nicht der geeignete Platz für meinen kleinen Liebling.“

Sie erschrickt sofort über den Unsrinn, den sie redet.

«Wo ist denn ein geeigneter Platz für mich, Mutter?»

Sie ist zuchtbar verlegen, zieht sich verlobt an den Haaren, schnurrt wie eine Katze und drückt herum, um irgend etwas Sinnvolles zu sagen.

«Ist der Eszák sehr heiß? Willst du, daß ich den Ein-schlag mit essigsaurer Ionerde erneuere?»

«Nein, danke. Er ist noch nicht sehr heiß.»

«... heute kriegen wir alle etwas zu essen, darauf kannst du dich verlassen.»

Sie kümmert sich wie wir alle, an diese ihre Idee, die uns von Stunde zu Stunde aufrecht hält.

«Ja, Mutter.»

Ich will eigentlich sagen: Du kannst dich darauf verlassen, daß ich nicht aufgeben werde. Daß mich niemand und nichts in die Knie zwingen wird. Daß ich dir eines Tages deine tapfere Liebe vergelten werde. Daß ich dafür sorgen werde, daß du nicht mehr wie ein Strahlungs-schatten müßt. Daß ich eines Tages aus eigener Kraft sowohl Geld verdienen werde, daß ich dir sogar einen Wintermantel kaufen kann, Faustlinge und warme Schuhe für deine Frostbeulen. Daß du sowie, echten Böhmenkaffee trinken und Semmeln mit Butter und richtigen Bierbrotchen essen wirst, wie du willst.

Ja, das will ich eigentlich sagen. Aber ich sage es nicht, weil es eines Tages eine Überraschung werden soll.

«Soweit wir heute wird es nie mehr kommen, das mußt du nicht denken, mein kleines Eszák.»

«Nein, Mutter.»

Die Kehle ist ihr trocken vom Lügen.

«Es wird alles gut werden.» haucht sie ganz nah an meinem Gesicht.

Ich schlucke, lasse an dem Klöß in meinem Hals, damit ich nicht losheule. Ich darf jetzt nicht schlappmachen. Ich brauche für das, was ich verliere, alle Kraft.

«Ja, Mutter.»

Ihr Mund verzieht sich zu einem schwächeren, vorsichtigeren Lächeln, damit sie ihre zerstörten Zähne nicht so sehr entblößt.

«Graust dir nicht vor deiner zahllosen Müll?»

«Sag nicht immer zärröse Müll!»

«Aber es stimmt doch! Jeder kann sehen, daß ich fast keine Zähne habe, obwohl ich noch so jung bin. Manchmal habe ich Angst, daß du dich meiner wegen schämst.»

«Das ist nicht wahr! Ich will, daß du mich, auch ohne Zähne, mein ganzes Leben lang küßt.»

Sie nimmt meinen Kopf in ihre starken Arbeitshände und drückt ihn in ihren offenen Schoß, daß ich ihren erregten Geruch eratme. Ich bleibe mit dem Gesicht ganz eng an ihrem straffen Leib und streife mit meinen Lippen über ihren heißen Bauch und ihre kleinen, trecken Litten, bis ich mit meinem Mund an dem ihren bin. Sie brütet sich über mich mit ihrer leuchtenden Lippenfleisch und ihre riesigen, wunderschönen Augen leuchten in ihrem verhungerten Gesicht wie Glasmurmeln.

Als ich wieder allein bin, reiße ich mich hoch, krample so schnell ich kann über die Straße und kniehe auf meinen Platz unter die holzernen Regale vor dem Lebensmittelgeschäft, auf denen die Waren pyramidenartig gestapelt oder zu Bergen aufgeschüttelt sind.

Ich darf keine falsche Bewegung machen, die Nerven nicht verkeren und nicht zittern. Man muß für die heikle Arbeit eine ruhige Hand besitzen. Fingerspitzengefühl wie beim Mikadospiel.

Der freie Raum unter den Holzregalen ist sehr niedrig. Ich muß in der Ecke, wenn ich die Castelle nicht ständig anstoßen und dadurch ins Wackeln bringen will, die Wirbelsäule so krummen, daß mein Kopf mit dem Gesicht nach unten weit nach vorn gezwungen wird. Dabei drehe ich den Kopf je nachdem aus, links oder rechts Ohr, und die Knie drücken gegen die gespannte Charge. Genau gesagt gegen den Adamsapfel. Der Hintern muß dabei unten bleiben, ohne auf die Pilastersteine anzustoßen, wodurch ich nach rückwärts kippen würde. Magen, Leber, Galle werden gegen Herz und Brustkasten gepreßt, so daß sich das Blut in tramen Adern staut und ich nur in kleinen, kurzen Stößen atmen kann. Die Schurze hängt

während der ganzen Zeit über meine Knie und liegt mit ihrer großen Tasche auf den Steinen auf. In sie wird die Ware eingesammelt.

Sobald ich diese Stellung einmal eingenommen habe, kann ich sie bis zum Verlassen meines Platzes ohne Rücksicht nicht verändern. außer daß ich höchstens den einen oder anderen Fuß wie ein Huhn vom Boden heben kann. Direkt anzuholen wie ein Hahn kann ich ihn nicht.

Die Schwelung am Fuß macht mir in dieser Heckstellung schwer zu schalten. Wäre immer es geht, werde ich das gesamte Körpergewicht auf den gesunden Fuß verlagern. Vielleicht lassen die Schmerzen etwas nach, und ich werde nicht aufschreien müssen. Falls ich trotzdem schreien muß, werde ich mir eine Kartoffel oder irgend etwas in den Mund stopfen.

Der Ladenbesitzer, der ich am Käsegestank seiner Hütte erkenne, kommt immer wieder aus der Gasse nach draußen, um alle möglichen Waren aufzubauen oder etwas von den Ständen wegzunehmen. Das ist vielleicht ein Pedant! Er rummelt ohne Unterlaß an allem rum, und seine Stuktube bleiben eine Ewigkeit drück von meiner Nase stehen. Ich kann dem Festgestank nur dadurch für kurze Zeit entgehen, daß ich einfach aufhore zu atmen, bis mir fast der Kopf platzt und ich wieder etwas fest einatmen muß, wenn ich nicht zappeln will. Sonst kann ich nichts tun, solange Kasetuß sich hier herumtreibt.

Wenn der Kasetuß überraschend nach draußen kommt, muß ich in der Bewegung, die ich gerade ausführe, erstarrt. Das ist wie beim lebende Bilder spielen, wo man sich halb totlächelt über die verrücktesten versteinerten Gegebenen. Mit dem Unterschied, daß mir in meiner Lage nicht zum Lachen zumute ist.

Der Schmerz in meinem Fußgelenk wird so unerträglich, daß ich mir ein Kohlblatt in den Mund stopfe, um nicht aufzuschreien.

Ich muß eine Zeitlang ohnmächtig gewesen sein, als ich wieder zu mir komme, das Kohlblatt noch im Mund. In Panik wie eine in die Länge getriebene Ratte versuche

Ich mich aus der Marterstellung zu befreien. Ohne Erfolg.
Meine Gekker sind bis an die Zehen abgestorben. Ich habe
Ohrensausen. Im Brustkasten verspüre ich einen ste-
chenden Schmerz. Aus meiner Nase tropft Blut auf meine
Schuhe.

Es ist bereits dunkel. Wie spät mag es um Gottes wil-
len sein? Und wenn es kurz vor Ladenschluß ist und die
Auslagen jeden Augenblick abgebaut werden? Ich habe
noch nichts in meiner Schutze? Ich greife wahllos alles
was mir zwischen die Klammern fangen kommt und reiße
fast die Stände auseinander.

Als ich vollgepackt bin, ich weiß nicht einmal woran
schube ich mich schlurfend Stückchen um Stückchen aus
dem Verkauf. Als ich wieder Zentimeter um Zentimeter in
die Höhe komme, schreie ich endlich vor Schmerzen auf.

Glücklicherweise ist niemand vor dem Laden und es
kommt auch niemand vorbei.

Ich habe die Straße schon fast überquert, als ich von
einem vorbeikommenden Motorrad ertappt und zirka
30 Meter weit mitgeschleift werde, wobei mein Kopf auf
dem Asphalt aufschlägt.

Der Vorfall ist um so unglücklicher, als der Verkehr in die-
ser Gegend normalerweise harmlos ist und ich sonst zu-
mum wie ein Luchs aufpasse, wer ich eine Straße über-
quere. Es muß wohl daran gelegen haben, daß ich so ge-
schwacht bin und nur Pampeln kann.

Als der Motorradfahrer seine Maschine endlich stoppt
ist der Inhalt meiner Schutze in alle Richtungen katapäu-
tiert. Zitronen, Gurken, Moliruben, Kartoffeln, Äpfel,
Brot sind wie Geschosse durch die Luft gestaut. Ein
kleiner Marmeladenbeimer ist auf dem Bürgersteig zer-
schmettert.

Fußgänger schauen auf den Motorradfahrer ein, als
wollten sie ihn lynchen. Der ist lecherblau, duckt sich
wie ein getretener Koter und hebt die Ellbogen schut-
zend über seine Birne. Ich selbst habe ein Loch im Kopf.

Als ich blutend versuche, die Lebensmittel wieder in
meine Schutze einzusammeln, sind die Fußgänger so ge-

rührt, daß sie den Motorradfahrer für einen Augenblick aus der Kälte lassen, zusammen mit dem Kaserndy, der aus dem Laden stürzt, tragen sie mir, was von der 20. Klauen Ware noch brauchbar ist, ins Haus.

SEITDEM TAG ZUM STUBBS sind Regentage. Noch schlechtere, wenn es schneit. Bei Frost werden die Stände ins Ladennetz verlegt. Es wäre sowieso unangeleglich sich bei vereister Straße unter den Regalen anzuhalten.

Ist ein Geschäft leer, das heißt, wenn kein Kunde im Laden ist, können wir nur in Radeln was erreichen, ohne daß der Diebstahl sofort aufgedeckt wird. Ich mag Radeln nicht. Wenn wir in Radeln gehen, wird die Beute in zu viele Anteile zersplittert, und es gibt immer Zaak. Du kannst natürlich auch schnurstracks in ein Geschäft gehen, einfach etwas greifbar, und dann laufen. Diese Methode hört sich zwar sehr pomp an, funktioniert aber durch ihren Überraschungseffekt. Bis die Leute aus dem Mustepl kommen, bist du längst über alle Berge. Natürlich mußt du sehr schnell wetzen können. Der Nachteil ist, daß man den Laden danach nie mehr betreten kann.

Ja, ob wir was zu essen kriegen, hängt auch vom Wetter ab. Oft hocken wir bis in die Nacht auf dem kalten Fußboden in unserem Zimmer, mit leerem Magen und ohne Spielsachen. Denn wenn es ein strenger Wintertag ist, dürfen wir nicht einmal auf die Straße. Wir besitzen keine warmen Sachen, keinen Mantel, auch keine Laustlinge und keine Stiefel.

Wir sind zwar außer unseren Frostbeulen, gegen Kälte abgehärtet, aber meine Mutter sorgt sich um uns alle, weil Arne Asthma hat. Achim weiß nicht einmal, was eine Erkältung ist. Inge ist ein Felsbock. Mein Vater war nie in seinem Leben krank, und meine Mutter hat noch nie einen Wintermantel angehabt. Ich selbst taule nur immer auf die Schwänze, wenn ich zu schnell renne, krank war ich auch noch nie.

Ich stehe am Fenster wie ein getaunenes Tier im Zoo.

das sich an den Lattenraben seines Kattigs mit seinen Hinterrufen deckt.

WENN ER IN DIESEM ERSTEN HAUS nur nicht so stinken würde! Es stinkt aus allen Winkeln so verwest, daß ich ernsthaft darüber nachgrübele, wo der Vermacher seine tote Mutter versteckt hat, damit er ihre Beerdigungskosten nicht zu bezahlen braucht. Oder ist ein solches Stück Mist, daß er sogar die Äpfel an den zwei stückigen Bäumen, die Erdbeeren in den lausigen Beeten und die Stachelbeeren an den verkümmerten Strauchern zahlt.

Sobald er merkt, daß wir zu Klauen angefangen haben, wuhet er wie eine Wildsau im Gestrüpp. Er wird dabei so sehr von Angst gepackt, er könnte die Erde nicht am selben Tage schaffern, daß er das Zeug einfach herunterschmeißt, ganze Harde voll, im Geben, ohne zu kauen. Dabei flücht er wie ein Weib, Tränen in der Stimme, daß man ihn herumgöngelt hat.

Die Äpfel erntet er stenhart. Obwohl sie keiner in dem Zustand fressen kann ohne Gefährlich zu kriegen.

Aber dieses Vieh ist auch ein Pfandverleiher, Erpresser und Blutsauger. Er zahlt meiner Mutter ihren Ehring vom Finger? Was ist da zu machen? Wir haben keine Wahl. Wir können die Miete nicht zahlen. Wir haben nichts zum Beußen, nichts zum Fleizen. Er weiß das alles. Er weiß auch, daß ich stehle. Er braucht nur auszusammnen, was er weiß, dann sind wir geliefert. Das ist ein teuflischer Kreis. Nimm meine Mutter seine Kredite an, verbökert sie sich vollends. Lehnt sie ab, verhungern und ertrieren wir, weil er uns auf die Straße setzt. Oder zeigt uns an, Oder beides. Wie wird das enden? Wird meine Mutter mit ihm ins Bett gehen müssen? Ich glaube, ihre Angst zur Hure zu werden, läßt sie jede Demütigung ertragen. Zuerst bettelt sie ihn an, daß er ihr wenigstens den Ehring am Finger läßt. Sie sagt, daß sie bereit ist, einen Schuldschein zu unterschreiben. Er antwortet, sie soll nicht darüber erschrecken, daß er ihr trotzdem den Ring vom Finger zieht. Das habe seine Richtigkeit bei er-

zern Pfand. Die Karawalle zieht ihn also den Fingerring vom Finger. Am Ringfinger meiner Mutter bleibt ein eingezerbter Rest zurück, etwas heller als die übrige gebräunte Haut.

Jeden Morgen sind wir von Wanzen zerbissen. Auch unsere Gesichter sind verquollen. Ich rede mir ein, es sind Mückenstiche, das ist nicht so ekelhaft. Sie sind überall. In der alten Matratze, die wir vom Lumpenhändler haben, in dem dazugehörigen Bett, und vor allem hinter den abtauernden Tapeten. Riesige Brutherde. Unser Bett und die Wände sind über und über mit Blut besudelt, als hätten wir uns gegenseitig ermordet. Schließlich ist es unser Blut, mit dem sie vollgesaugen sind, und das verspritzt und verschmiert, wenn sie unter dem Druck unserer Körper an der Wand zerplatzen oder wir sie mit dem Finger zerquetschen.

Die Schabern erreichen ausgewachsen die Größe von Baby-Schildkröten. Wir verbrennen sie lebendig. Im übrigen wozen sie so unheimlich schnell, daß wir sie meistens nur an den Aarschen verkohlen. Auf den Silbertschern trampeln wir völlig ergebnislos herum. Es sind zu viele.

Badezimmer haben wir keines. Wir waschen uns unter Wasserhahn in der Küche oder unter der Straßenpumpe, mit Seifenseife oder mit Sand. Im Winter hängt manchmal ein Eiszapfen am Wasserhahn. Dann brechen wir ihn ab und waschen uns damit. Warmes Wasser gibt es nicht. Wenn meine Mutter Wasser kocht, dann ist es meist für unsere Frostbeulen. Die Winter sind so mörderisch kalt, daß wir in unseren Kleidern schlafen. Um unsere Frostbeulen zu behandeln, müssen wir Hände und Füße in kochendheißes Wasser sticken. Das verursacht in den Beulen einen solch rasenden Schmerz, daß wir nichts anderes tun können als anzuschreien. Aber diese Heilmethode hilft uns nicht. Die Frostbeulen brechen immer wieder auf, verrotten, und pocken auch den ganzen Sommer durch.

Unser Klo ist ein Loch mit einem Deckel. Wenn man

den Deckel abhebt, verliert man fast die Besinnung von dem Fiß- und Scheißgestank. Es ist sowieso viel hygienischer sich im Freien auszusperren. Auch kacken tue ich am liebsten in Plasttaschen. Einmal habe ich im Schlaf meine Schwester angepöblt, weil ich träumte, sie sei ein Baum.

Elektrisches Licht haben wir keines. Entweder der Strom ist abgeschaltet, oder es existiert überhaupt keine elektrische Leitung. Ich habe jedenfalls nie eine elektrische Birne brennen sehen. Wir haben uns daran gewöhnt und bekommen mit der Zeit den Orientierungssinn von Fledermäusen.

Wir haben immer Hunger. Selbst wenn ich jeden Tag stehlen könnte, so würden wir doch nicht immer alle satt.

Seine Lebensmittel hat der Blutegel alle weggeschlossen, von Geld oder Wertgegenständen ganz zu schweigen. Sämtliche Türen und Luker sind mit schweren Vorhängeschloßern zugesperrt und er trägt wie ein Zehnwarter im Zuchthaus Tag und Nacht einen Ratzen Schlüssel mit sich herum, enttut sich nie mehr als mit Schwere und bleibt selbst wenn er einkaufen geht, nur ganz kurze Zeit außer Haus.

Wenn wir Bricketts haben und Feuer machen können, dann kauern wir uns an den Kachelofen, pressen unsere verbeulten Hände und Tube an die Kacheln – und manchmal auch den Mund.

Meine Mutter rackert sich von morgens bis abends für uns ab und ist auch dankbar, wenn sie für ein paar schmutzige Groschen die Druckwäsche anderer Leute waschen darf. Ihre Verzweiflung macht sich in wilden Ausbrüchen Luft.

– Ich bin völlig überlassig in dieser Welt! Ich bin nicht einmal tauglich, meine eigenen Kinder satt zu machen! Und du? Warum bist du arbeitslos? Warum kannst du weder dich endlich einer nützt, dem Mann nicht halten? Warum habe ich ausgerechnet dir begegnet? Wir ziehen von einem Wanzentocher ins andere und leben wie die Schweine! Warum ...“

Manchmal denke ich, es kann nicht lange dauern, bis meine Mutter endgültig zusammenbricht. Wenn sie irgend etwas arbeitet, zittert sie so, daß ihr alles aus den Händen fällt. Was wird passieren, wenn ihr Zustand sich verschlimmert?

Mein Vater sagt bei den Ausbrüchen meiner Mutter nicht ein Wort. Er läßt alle Beleidigungen und Anschuldigungen über sich ergehen. Erst wenn sie sich etwas beruhigt und aufhört ihn zu beschimpfen, hebt mein Vater meine verzweifelte und zusammengesunkene Mutter auf.

Wenn wir uns nachts mit der Schlaflosigkeit quälen, weil wir uns nie ausstrecken können und unsere Knochen sich wadzähgen, dann schleicht mein Vater sich aus dem Zimmer, um uns seinen Teil am Bett zu überlassen. Oft setzt er dann die ganze Nacht auf einem Stuhl oder streift verfeert durch die Straßen. Nie geht er in eine Kneipe oder gibt sonst Geld für sich aus, nicht einmal für ein Bier.

HEINRICH: Das best des Friedens und der Freude. Im Zimmer ist es erstig und so dunkel, daß wir uns gegenseitig nicht sehen können. Keiner sagt ein Wort. Man hört kaum den Atem. Ich weiß aber, daß alle da sind.

Die ganzen letzten Wochen habe ich die Leute von morgens bis abends Weihnachtsbäume und Pakete schleppen sehen. Jetzt kann ich von unserem Fenster aus, hinter den Gaudinen der gegenüberliegenden Häuser, die brennenden Kerzen an den Weihnachtsbäumen sehen, die bunten Kugeln und das glimmernde Lamotta, Ketten aus Silber- und Goldpapier und an die Fensterscheiben geklebte durchsichtige Sterne.

Ich habe zwar einen verkruppelten Weihnachtsbaum gekauft, aber wir haben keine Kerzen und auch nichts von al dem anderen Glitzer, um das Baumchen zu schmücken. Nicht einmal einen goldenen Ständer, in den wir es einclammern könnten, damit es steht. Es hängt mude in einer Ecke wie ein buckliges bestrafftes Kind mit dem Gesicht zur Wand.

Der einzige Schmuck an unserem Fenster sind die glitzernden Eiskristalle, die mit Millionen Fensterkristalle in unerschöpflichem Masti reichthum verschwenderisch die ganze Fensterscheibe überziehen und unvergänglich schön sind als die teuerste Gardine.

Ich male mir aus, wie warm es jetzt in den anderen Wohnungen ist, wo die Leute vielleicht über einen Teppich gehen, was in den Topfen schmeckt und in den Formen backt, Wonach es duftet, Wie viele Geschenkpakete schon geöffnet worden sind und wieviel rasch in blankes magisches Papier verschnürt, geheimnissvoll unter den schwerbeladenen Zweigen liegen — plötzlich packe ich all die Pakete selber aus, ich staune über das Menschergut, nicht über den Stahlbalken, die Dampfmaschine, über das Halma — ich schraube mir die Rollschuhe und die Schlittschuhe an meine Füße, ich setze mich nacktschbig auf den nagelneuen Rodelschlitten und lasse mich ein Stück über den Perserteppich ziehen — ich drücke mir den wollenen Pullover an die Backe, der so weich ist wie der Flaum von jungen Vögeln — Ich ziehe mir zur Probe die Faustlinge über, sauge tief den Duft des Boxkollenders meiner neuen Stiefel ein, küsse sie auf die rhyten Ledersohlen und nehme sie mit in mein Bett — Ich weine über das kleine Mädchen mit den Schwerhelmen und lache über Max und Moritz, den Struwwelpeter und die Witwe Bebe — und bin so tief ins Märchenbuch versunken, daß ich erst zu mir komme, als mir die Kinderpost auf die Zehen fällt, Ich stempfe mit den Stempeln Alles, worauf sich stempeln läßt, und kisse meinem Vater eine vierzige Kinderbrümmarkie auf die Glatze, Ich küsse meinem Teddybar auf Mund und Augen, trete auf die Blis-Hrommel und schiese mit dem Luftgewehr — spie Hand und Mund, Baumrika und schnittete auf der Jazz-Hrompete — Ich verlage die Schienenkuxen der Markler Eisenbahn um Tisch und Betttübe und die Gerader durchs ganze helle warme Haus — Ich schauke auf dem birnenmalten Schaukelstrolch Galupp, bis sich mir der Kopf im Kreise

dreht — Ich knacke Nüsse, stapfe mir pausenlos Pfefferkuchen, Lebkuchen, Marzipan in den Mund und schmatze Nougat, Spekulatius, heißen Datteln, beugen und den ganzen Baumbehang — Ich lasse der zarten Mürbekeg der Butterplätzchen und der Zuckerkringel erst langsam auf der Zunge schmelzen, bevor ich sie herunterschlucke — Halt! Der Gansbraten! Wie konnte ich den vergessen! Die Keule gehört mir! Was heißt eine Keule, beide Keulen — Ich reiße die beiden Hügel und das Brustfleisch auseinander und mampfe alles zusammen mit Bergen vom Rotkohl und Schmorapfeln in meinem Schland. Die Soße trinke ich gleich aus der Kelle — Ich muß noch ein paar Salzkartoffeln herüberherschoben, trockene Salzkartoffeln ganz ohne was — Vielleicht war es doch zu übertrieben, die fetts Soße gleich kellenweise zu saufen. Aut alle Fälle bin ich bis zum Halse voll. Ich habe Zahnschmerzen von den Süßigkeiten und von den Nüssen, die ich immer mit den Zähnen knacke. Nachdem ich gerührt und einen Lurz gelassen habe, schlafe ich in dem Schwarzaffenland ein — während gebratene Lauslirn versuchen in meinem schnarchenden Mund zu flattern und Würste und ganze Schnitten wie reife Früchte von den Bäumen fallen.

Es ist noch immer finster, als ich auf dem kalten Fußboden aufwache und meine Mutter weinen höre. Ich schlage mir mit der Hand ins Gesicht, um festzustellen, ob ich traume. Es tut weh. Also ist es die Wirklichkeit. Meine Augen haben sich sonst wieder an die Finsternis gewöhnt. Meine Mutter kann nicht weit von mir entfernt sein. Richtig. Sie sitzt am Tisch und hat ihr Gesicht in den Händen vergraben. Ich krawle zu ihr hin, um sie zu streicheln. Als ich in ihre Richtung taste, finde ich meine beiden Brüder, die sich um ihre Scheitkei klammern. Meine Schwester schlaf im Stehen, den Kopf seitlich auf die Tischplatte gelegt. Am Fenster schallt sich die Silhouette meines Vaters aus der Nacht, der unbeweglich in den Schnee hinauszustarren scheint.

DER PEANDEBIER HAT VON MEINER MUTTER gefordert mit ihm ins Bett zu gehen, wenn sie den Ebering zurückhaben und verhandeln will, dabei er uns anzeigt. Und mein Vater, der die Güte von Jesus Christus hat, geht hin und spaltet dieser Sam mit seinen gigantischen Faustten die Presse wie mit einer Axt.

Jetzt sitzen wir mit unseren in Pappkartons verschmutzten Lampen auf der Straße. Gott sei Dank ist Frühling, ich pumpe mir die neue Luft in meine Lungen, als wäre ich lebendig begraben gewesen.

Vier Uhr früh. Seit wir aus dem Zimmer mussten, sind wir nur auf Achse und haben nichts als erstklassige Flyteils abgeklappert. Keiner will uns. Die haben alle schon genug, wenn sie unser Gepäck sehen. Kinder will auch keiner. Und dann gleich vier. Und wir, wir alle ausschm!

Mein Vater versucht es jetzt allein. Wir anderen verstecken uns, wenn er den Nachtportier herauskriegt. Er kniet sich, sein Morakel ins Auge, weil er überzeugt ist, daß er dadurch Eindruck schändet. Aber das ist alles Quatsch. Er hat keinen Hut und sein Bart und seine Glätze sind seit Tagen nicht rasiert. Er sieht aus wie ein entsprungener Strahlung. Die Nachtportiers schlophen außer dem sofort Verdacht, wenn jemand im Morgengrauen ohne Koffer kommt, und alle ohne Ausnahme wollen eine Vorauszahlung. Also Scheiße. Wir sind vollkommen fertig und totkollern von Müdigkeit und Hunger wie Besessene.

Um 7 Uhr früh kommt uns endlich eine Abstiege am Stortner Bahnhof. Wieder zu sechs in einem Zimmer und in einem Bett. Meine Mutter hat ihre Periode und bekommt einen Blatsturz. Wahrscheinlich vor Überanstrengung. Ihre Beine müssen beschlagelagert werden. Das nimmt das halbe Bett ein. Wir können sonst so nicht schlafen. Vor Hunger. Außerdem sind wir viel zu überreizt. Wir schlafen uns ständig gegenseitig an, und es schmerzt wie eine Wunde. Meine Geschwister gehen nicht zur Schule. Nicht bevor wir eine Wohnung haben. Die Gegend hier ist nun für mich zur Stellen, ich mag

nicht erst orientieren. Außerdem ist der Verkehr munde-
rlich, und ich darf nicht auf die Straße. Als wir es vor
Hunger nicht mehr aushalten, wird Arno losgeschickt,
um in Bäckerladen, Kuchentische zu erbetteln. Aber er
kommt ohne Kuchenkrand zurück.

Der Lärm von der Straße ist unerträglich. Ebenso der
Quärr von Bahnhof. Und dann der Kampf um jedes
Kanten Brot. „Geld! Geld!“ Wo soll das herkommen!“

Inge, Arno und Achim schlafen heute tagsüber im Bett,
weil sie nachts auf dem Fußboden gelegen haben. Wir
wechseln uns immer ab, einmal Bett, einmal Fußboden.

Meme Mutter bleibt stehen, als kämpfte sie mit sich
selbst, um eine Entscheidung zu treffen. Dann geht sie
erschlossen in einen Bäckerladen und kauft mir zwei
Schnecken für 10 Pfennig. Es war ihr letzter Zehner. Jetzt
müssen wir die Teilstrecke der Straßenbahn zu Fuß zu-
rücklegen. Sie weigert sich hartnäckig, von einer der
Schnecken abzuberühren.

Es regnet in Strömen. Vor dem Hotel stoßen wir auf
meinen Vater. Er hat seit Tagen nichts gegessen. Meme
Mutter zieht ihre Schuhe aus und verkauft sie bei einem
Gebrauchswarenhändler, nicht weit vom Hotel. Er gibt
dir zwei Mark für die Schuhe. Wir kaufen einen War-
schauer und eine Bambenflasche kalten Kakao und neh-
men alles mit ins Hotel.

Warschauer bestehen aus abgeschmittenen, oft ver-
kohlten Kanten von Biskuitkuchen und allem, was sonst
noch von Gebäck und Brot abbricht und was die Bäcker
auf Ladentischen und Fußboden zusamminkehren. Das
Ganze wird zu einer Masse zusammengekleistert und
noch einmal in den Backofen geschoben, damit der Papp
zusammenhält. Ein ordentlicher Warschauer, der die
Größe von einem Kornbrot hat und bei dem man auf-
passen muß, daß man nicht Besenstange, Holzsplitter,
Metall, Papierfetzen oder sogar Glas mittrifft, kostet zuka
20 Pfennig.

Mein Vater hat Arbeit. Nichts als aus dem Hotel raus,
Pöhlstraße, Dritter Hinterhof. Die Wohnung ist ein Ge-

legenheitsstrotzen. Der Vorzimmer hat Selbstmord begangen. Für uns ist es das Paradies. Ein Zimmer, ein Meter Korridor, eine Küche und zusammen mit den anderen Hausbewohnern eine Fragen-Latrine. Wir haben auch einen Kachelofen. Gekocht wird mit Gas. Das sind Automaten, man setzt einen Groschen rein und kann sofort loskochen. Die verplombten Automaten werden, jeder Monat von der Casanstalt geöffnet, die Groschen ausgeschleert und der Apparat wieder neu verplombt. Unser Vorgänger hat der Casanstalt die Arbeit abgenommen. Er hat selbst die Pförtchen aufgebrochen, die aufgespeicherten Groschen wieder rausgeholt, sie von neuem in den Automaten eingeworfen und sich dann vergast. Jetzt liegt er im Leichen-schauhaus und wir sind in seiner Wohnung. Das ist auch ein Wanzennest. Wir reißen die Tapeten runter, toten die Brutherde der Wanzen mit Ekt und abertunchern alles. Die erste Zeit schlafen wir auf dem nackten Fußboden. Dann kaufen wir beim Lumpenhandel ein altes Eisenbettgestell und eine alte Matratze. Die ist auch verwanzt. Wir spritzen sowohl Hit in die Polsterung, daß wir selbst wie Wanzen antaillen, wenn wir tagsüber in die Nähe wagen. Der Gullystank ist unbeschreiblich. Unsere Kleidungsstücke legen wir zusammengefaßelt auf die Dächer in eine Ecke. Das Zimmerfenster geht direkt auf den Schulhof der 22. Volksschule, in die Höhe. Adlum und Arne eingeschützt werden.

Arne hat jetzt so schweres Asthma, daß er kaum wie Linde anläuft, wenn er die Treppe zu unserer Wohnung hinaufsteigt. Mein Vater kauft die ziemlich teure Medizin für Arne in der Apotheke. Es ist ein großer Napf mit gelbem Pulver, das Arne jeden Tag löffelweise essen muß. Wir anderen sind neidisch auf sein Pulver, weil es etwas zu essen ist. Meine Mutter muß es verstecken, damit wir es Arne nicht wegzessen.

Ich werde in ein Heim verschickt, weil ich noch nicht zur Schule gehe und damit die anderen nicht zu essen und steht Platz zum Schlafen haben. Vor allem aber, weil meine Mutter glaubt, daß ich in dem Sozial-Kinderheim

selbst unbehaglich zu essen kriegt und Speisachen zum Spielen und ein eigenes Bett. Dieses sogenannte Kinderlohn, das in Wirklichkeit so etwas wie ein Zucht-Haus ist, nennt sich Kinderhölle.

Die Folterknechte, die uns Betruene überlegen uns keine Kinder und schlagen uns mit Rohrstocken auf die Hände, auf die Waden und über den Kopf, wenn wir den Schweizeratäfel nicht herunterwürgen können. Ich begreife nicht, was diese Schinder dazu treibt, uns zu zwingen, ekelhafte Fettstücke herunterzuschlucken, deren blass-schwarzer Gestank oder bloßer Anblick mich schon zum Erbrechen bringt?

So ein Mistvieh stellt einen vollen Teller Suppe vor mich auf den Tisch. Der Teller ist bis zum Rand gefüllt und die Suppe schwappt über, weil diese Zuchthaus-Schlampe den Dämmen bis zum Halsgehörk in der grauen Platte hat, in der weiße, argedunselte Fettstücke herumschwimmen wie Wasserleichen. Ich muß fast brechen.

Wir müssen so lange sitzenbleiben, bis wir abgeessen haben, und wenn es gar über Nacht wird. Ein Kind ist die ganze Nacht am Tisch drauß; im Freien sitzengehoheit. Heute Morgen ist es fast. Wir erfahren nicht warum.

Ich schlucke die Fettstücke nicht herunter. Ich kann es gar nicht. Ich hebe die Fettstücke stundenlang in meinen Rücken taschen auf, wie ein Erdfrüchlein. Ich schlucke nicht einmal den Speichel runter, der sich in meinem Mund ansammelt, damit ich gar keinen Laß den Geschmack der Fettstücke empfinden und pricken muß. Arme wie ich, um durch den Mund, um die Carotidsnerven auszuschalten. Ich bewege mich kaum, jeder leiseste Windzug, der eine Bewegung verursachen würde, kann dazu führen, daß der Brechreiz zu stark wird und ich den Sauratäfel wieder auskletzen muß.

«Na, ist der kleine Teufel gezähmt? Haben wir seinen Widerstand gebrochen?»

Ich kann nicht einmal antworten, daß ich diesen Zucht-

hausschlänge einen langsamen qualvollen Tod war:
scheiße, weil ich die Bäckertaschen voller Fettstücke habe.

— Du sagst gar nichts. Hast du vielleicht noch nicht
heruntergeschluckt? Zeig doch mal her. Mach den Mund
auf!

Das ist zuviel für mich. Ich kotze ihr direkt in ihre ver-
damnnte Fresse. Ich kotze alles aus, auch das, was ich im
Magen habe. Wie aus einer Tauchpumpe kommt der
ganze Scheißdruck stößweise aus meinem weit aufgeris-
senen Rachen herausgeschossen, bis meine Fingergewebe
fast zerreißt und ich nichts mehr rauspumpen kann.

Ich winde mich in Krämpfen und stürze schreiend da-
von, während die Bestie an meiner Kotze fast erstickt und
mich kreischend verfolgt, bis sie keinen Ton mehr kri-
schen kann.

Jetzt schwanzeln diese Rattmännchen aus, um mich wieder
einzulangen. Ich schreie und schreie — was haben die
nur davon, uns so zu quälen? Nichts als Quälerei. Nie-
mals ein Lächeln, wenn wir verstört sind. Nie ein Trost,
wenn wir traurig sind. Kein helles Wort, wenn wir uns
weinend nach unseren Muttis sehnen. Ich schreie, bis alle
Angst vor mir haben. Sie denken wohl, daß ich verrückt
geworden bin. Die Oberschwärmerin läßt meine Mutter
kommen. Ich schreie und schreie, ich höre überhaupt
nicht mehr auf zu schreien.

Als meine Mutter da ist, hat ich fast walnspring. Ich
kralle mich an ihr fest. Ich will in ihren Mutterbauch zu-
rück. Wir halten uns so fest umschlungen, daß wir wie-
der zu einem Leib werden und es weh tut, als wir unsere
Körper voneinander lösen und ich an ihrer Hand aus der
Kinderhöhle gehe.

Meine Mutter hat Arbeit. Fleißarbeit. Toilette-taschen
rauh. Für eine fertig gemachte Tasche gibt es zwischen
15 und 20 Pfennig. Im Geschäft kostet dieselbe Tasche
20 Mark. Also hundert Mal so viel.

Zuerst muß eine Nähmaschine her. An eine neue ist
gar nicht zu denken. Meine Mutter entscheidet sich für
eine alte Singer. Wir zahlen ihr 15 Mark über 18 Monate

an. Natürlich ist das keine exaktische. Sie muß durch un-
angenehmestes Treten in Gang gehalten werden. Das
große Problem ist jedoch die Maschine selbst. Sie macht
solchen Lärm, daß die anderen Hausbewohner rechts
und links über und unter uns protestieren, weil sie
nachts nicht schlafen können. Weil sie kein Radio hören
können. Weil sie weder in Ruhe trübsucken, noch Mit-
tag- noch Abendbrot essen können und nicht einmal auf
der Latrine Ruhe finden. Sie klopfen gegen die Wände,
bannern gegen die Zimmerdecke, trampeln auf ihren
Fußböden herum, brufen aus den Fenstern, klingen
Stimm an unserer Wohnungstür, schreiben Drehbrote
und beschwerten sich beim Hauswart. Alles wegen der
Nahmaschine, denn meine Mutter hat erst auf zu ma-
chen, wenn die Beine vom vielen Treten dick ange-
schwollen sind und sie vor Erschöpfung über der Nah-
maschine zusammensackt. In dieser Stellung wacht sie
wieder auf und tritt darauf selbst weiter. Wenn ein Abhe-
ferungsformel näher rückt, verläßt sie ihren Platz an der
Nahmaschine nur noch um aufs Klo zu gehen. Sie
nimmt auch die Nahrung an der Nahmaschine ein. Mei-
ne Schwester köchelt:

Kaltattattattattatt Rattattattattattatt Die Nahma-
schäre wird nicht nur für die anderen Hausbewohner,
sondern auch für uns zum Alptraum. Nachts wachen wir
von dem Lärm der Nahmaschine auf. Wenn wir über-
haupt schlafen können. Das erste, was wir morgens hö-
ren, ist die Nahmaschine. Die einzige Musik, die uns
schon im Treppenhaus entgegenfaltet, wenn wir nach
Hause kommen, die Nahmaschine.

Wir breiten strawsweise altes Zeitungspapier auf dem
Lufteboden aus, um die Marder abzdämpfen. Aber das
hilft nicht sehr viel, und wir werden auch aus dieser
Wohnung bald auszuziehen müssen. Denn die Nahmaschi-
ne ist, abgesehen vom spätzlichen Verdienst meines Va-
ters, unser einziger Ernährer.

Wir leben mit allen Hausbewohnern in ständiger
Feindschaft. Verstehen kann man die Letzte. Es sind alles

Arbeiter, die früh aufstehen müssen und ihren Schlaf brauchen. Sie sehen sogar uns Kinder haßertollt an, als könnten wir etwas dafür, daß wir nachts anstatt zu schlafen meiner Mutter nahe hüten. Wir können keine Nacht durchschlafen, sondern nur in Intervallen von ein bis zwei Stunden. In der Zwischenzeit arbeiten wir in Schichten. Zwei Kinder legen sich zu unserem Vater ins Bett, und zwei sitzen auf dem Fußboden neben der ratternden Nähmaschine und geben die genähten und gesteppten Einzelteile von Hand zu Hand weiter, nachdem wir überstehende Kommunikation dicht an den Nähten weggeschritten oder überflüssige und herausragende Fäden durchgebissen haben. Es ist ein richtiges Elektriband und keiner darf aus dem Arbeitsrhythmus fallen oder gar von Erschöpfung erschlagen, solange die Nähmaschine rattert.

Mein Vater pfeift sich Wachskugeln in die Ohren. Er muß um 5 Uhr früh aufstehen. Die Apotheke ist 40 Kilometer entfernt, und er hat 2 Stunden Bahnfahrt.

Wenn die Taschen fertig sind, 50, 100, 500 Stück je nach Auftrag, werden sie zu zuzogen Paketen zusammengeschürt und zum Ablieferungsort geschleppt. Das ist meistens weit weg und nur mit S-Bahn, U-Bahn, Straßenbahn zu erreichen. Einer von uns begleitet meine Mutter jedesmal, weil sie die Pakete nicht allein schleppen kann.

An jedem Abfertigungstag kehrt sie dann mit ihrem Begleiter bei Wochsorth ein oder bei KDW. In der Lebensmittelabteilung essen wir linke Wiener Würstchen mit Kartoffelsalat und viel Mostschön und glühbrige grüne rote und gelbe Gatterspense.

Abfertigungstermin für die Taschen ist gleichzeitig der Tag, an dem die neuen Aufträge verteilt werden.

Frauen stehen im Treppenhaus vor einem Lagerraum Schlange, in dem der Sklavenhändler abnimmt und verteilt. Meine Mutter ist gerade drin. Ich warte mit den anderen Frauen in der Schlange. Mit ihren viel zu großen verschmurtten Paketen sind sie zu einer einzigen endlosen

Lebensschlange zusammengewachsen. Eine Schlange aus Menschenfleisch. Eine schwitzende, scharf riechende, sich windende, sich aufbläuhende, stumm ausschreitende Schlange. Die meisten können sich nicht haben, sie sind zu vor im Leben gestorben. Einige sitzen auf den Treppentufen. Andere stehen an die Wand gelehnt. Alle sind übermüdet. Wenige sprechen untereinander mit gedämpfter Stimme. Andere patieren schweigend vor sich hin und stören ins Nichts. Ein junges Mädchen und jeder Statur. Eine Dicke, die bestimmt nicht vier vollen Eussen angeschwemmt ist und nach Luft pöpst. Dann eine mit eremmen Hüften und ausgemolkenen Hangenden, eine die mindestens 12 Kinder geboren und gesäugt hat. Sie schält eine Apfelsorte auf der Zehn und sprüht die Schalen um sich herum. Dann neben mir ein junges Mädchen des Linder mit schwarzen Schenkeln, weitstehendem Hintern und einem zugespitzten kleiner Bauch unter dem gespannten, etwas zu kurzen Rock, dessen engerer seiner Schutz groß und unbeholfen ausgebessert ist. Die Schweifringe unter ihren Achselhöhlen fressen sich bis zu den wippenden, geladenen Hüften vor, deren lange, harte Spitzen sich wie Nägel in die schabige, karstsendene Käse bohren. Sie zehlt sich mit einem schwulstigen, handlichen Lippenstift die aufgeworfenen Lippen nach. Eine ältere Ausgeweihte mit schwarzen Haaren klammert sich an Treppengeländer fest, um nicht anzuknappen. Eine Hochschwängere, die ebenfalls mit einem riesigen Paket wartet, wird von zwei Frauen vorsichtig auf eine Treppentritt zurückgelassen. Sie ziehen ihr den Rock damit sie besser atmen kann. Aber der Sauerstoff der Luft ist völlig aufgebraucht und jeder Atemzug tut weh.

—Wenn es Ihnen nicht paßt, denn gehen Sie doch auf den Straß!

Der Sklavenhändler brüllt die Worte hinter verschlossener Tür.

Im Zucker geht durch die Menschenschlange. Die Augen der Frauen bekommen einen bleichen, gefährlichen Glanz. Das junge Mädchen neben mir kichert lautlos in sich.

Innen ihr Rock platzt beinahe aus den Nähten. Sie zieht sich immer noch die Lippen nach

–Diese Erniedrigung ist das Schlimmste– keucht die Aufgeschwemmte

–Warum?– gibt das Luder zurück. –Man wird um eine Erfahrung reicher.–

–Oder schwänger– sagt die mit den breiten Hüften

–Du Sau!– zischt eine der beiden Erniedrigten die der Hochschwangeren auf der Treppensitze Luft fächeln

Meine Mutter kommt aus der Tür. Sie ordnet vorstarr ihr Kleid, das ihr auf dem Körper klebt, als sie mich hastig die Treppen herunter mit sich zieht

Wir sind schon längst auf der Straße und rennen immer noch. Wir reden nichts. Ich packe sie mit fester an ihrer kräftigen Hand, die ich im Lauter kusse

Wir rennen ins Woolworth und verschlingen glühend heiße Wiener Würstchen mit viel Mostbrat und Kartoffelsalat und glühbrige karam rote und gelbe Gatterspese

Rattattattattattatt Rattattattattattatt Rattattattattattatt Das Ratteln der Nähmaschine zerrattert alles

Damit ich meiner Mutter nicht den ganzen Tag vor der Pelle lauge, komme ich halbtags in den Kinderhort der Volksschule, in der meine Geschwister sind. Da kümmert sich niemand um uns. Es gibt weder Bilderbücher noch Spielsachen. Beim Ringelreih zockeln wir uninteressiert im Kreis herum wie alle Zwirge. Die Kindergärtlerin lakkiert sich die Fingernägel, geht immerzu aufs Klo und poussiert mit jedem Keul. Wir werden nur hellborig, wenn es einmal täglich was zu essen gibt. Den Rest der Zeit drücken wir uns verheimt in dem Miet herum und geben uns gegenseitig unseren Keulhustern weiter

Esmeren dann ich wenn allein auf die Straße und tanze an mich in der Gegend umzusehen. Geschäfte zum Stehlen gibt es viele

Ich klau auf Märkten und in Warenhäusern. Ich klau Lebensmittel, Kleiderstücke, Wasche, Spielsachen, Bücher, Lippenstifte für meine Mutter, und für meine